

CONSTANZE  
BUDDE

MÄRCHEN-  
PRINZEN  
gibt es nicht!?

ROMAN

LESEPROBE





### **Die Autorin**

Constanze Budde, geboren und aufgewachsen im schönen Ruhrgebiet, fing schon in der Grundschule an Geschichten zu schreiben. Zuerst Fortsetzungen zu Unterrichtslektüren, später eigene Kurzgeschichten, der erste Roman wurde 2010 veröffentlicht. Nach dem Abitur verbrachte

sie einige Zeit in Schweden, bevor sie in Erlangen Buchwissenschaft und Nordische Philologie studierte. Neben der Arbeit in verschiedenen Verlagsbereichen macht sie viel Musik und hat mehr Ideen für neue Geschichten, als sie aufschreiben kann.

### **Das Buch**

Nachdem Marlene von ihrem Freund betrogen wurde, hat sie von Männern genug. Die Aufmunterungsversuche ihrer Mitbewohnerinnen findet Marlene zwar rührend, doch zweifelt sie daran, dass sich deren Prognose »Eines Tages wird schon ein Prinz kommen!« bald erfüllen könnte. Aber dann begegnet sie Julius, der von seinen Freunden nur Prinz Poldi genannt wird und der so ganz anders ist, als ihr Ex-Freund. Ob er der Prinz ist, auf den Marlene gewartet hat? Und kann er wirklich den Anforderungen an einen Märchenprinzen gerecht werden?

Constanze Budde

# Märchenprinzen gibt es nicht!?

Roman

 FOREVER 

**Forever by Ullstein**  
**forever.ullstein.de**

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Forever  
Forever ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Dezember 2014 (1)  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014  
Umschlaggestaltung:  
ZERO Werbeagentur, München  
Titelabbildung: © FinePic®  
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-025-3

Alle Rechte vorbehalten.  
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

# 1. Kapitel, *in dem Kellner auf Zwerge treffen*

Hastig schloss ich die Tür auf und zog meinen Wohnungsschlüssel zu schnell und zu ruckartig heraus, sodass die Tür noch einmal ordentlich Schwung bekam und gegen die Wand krachte.

Leonie schaute verdutzt aus der Küche in den Flur.

»Hereinspaziert! Warum so schwungvoll?«, fragte sie mich, während ich mir meine Schuhe von den Füßen streifte und gleichzeitig den Schlüssel auf die Kommode im Flur legte.

»Stress!«, rief ich nur und stürmte direkt weiter in mein Zimmer, dessen Tür genau gegenüber der Wohnungstür lag. Ich warf meine Tasche auf mein Bett, der Anorak flog hinterher. Hektisch öffnete ich meinen Kleiderschrank und kramte meine schwarze Hose hervor. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, dass Leonie mir gefolgt war und nun mit besorgtem Blick auf der Schwelle stand.

»Lene? Ist alles okay?«

Ich wandte mich zu meiner Mitbewohnerin um und nickte schnell, während ich das Zopf Gummi aus meinem Nacken löste und mir mit der Bürste durchs Haar fuhr.

»Ja, alles okay«, antwortete ich mit zusammengepressten Zähnen, zwischen denen ich das Zopf Gummi hielt. »Vor zwanzig Minuten hat Friedhelm mich angerufen und gefragt, ob ich spontan arbeiten kann heute Abend. Ach,

was heißt gefragt – er hat mich nahezu angefleht. Nora hat abgesagt und niemand anderes hat Zeit.«

Leonie hörte sich stumm meine Ausführungen an und sah mir zu, wie ich mich für meinen Dienst umzog.

»Weißt du«, erzählte ich weiter, »das ist mal wieder typisch Nora! Den ganzen Tag schon Kopfschmerzen haben, aber erst um viertel nach sechs auf die Idee kommen, ihren Dienst abzusagen.«

Mit schnellen Bewegungen wickelte ich das Haarband neu in meine Haare und steckte eine verbleibende Strähne mit zwei Haarnadeln fest. Zufrieden mit meiner Frisur sah ich in den Spiegel, zupfte noch einmal mein Oberteil zurecht und griff nach meiner Jacke.

»Bis später!«, sagte ich und stieg wieder in meine Schuhe.

»Vergiss deinen Schlüssel nicht«, entgegnete Leonie und deutete vielsagend auf die Kommode, wo ich meinen Schlüssel vor weniger als zehn Minuten liegen gelassen hatte. Im Vorbeigehen griff ich danach, stopfte ihn in meine Tasche und verließ die Wohnung. Vor dem Fahrradständer fiel mir jedoch ein, dass ich den Schlüssel ja wieder brauchte, um mein Fahrrad aufzuschließen, und so fischte ich danach in meiner Tasche. Natürlich fand ich ihn in der Eile nicht so schnell, wie ich wollte, und so stellte ich fluchend die Tasche auf meinen Gepäckträger, öffnete weit den Reißverschluss und wühlte zwischen Kalender, Portemonnaie und allerlei Uni-Kram herum, bis ich den Schlüssel endlich fand und ihn in das Fahrradschloss steckte. Kräftig trat ich in die Pedale und fuhr in halsbrecherischem Tempo über die Hauptstraße Richtung Altstadt, wo das *Ring* lag.

Stinksauer bretterte ich über die erste Kreuzung. Ich hatte mich auf einen gemütlichen Abend mit Leonie und Wilma gefreut, stattdessen hatte ich nun Hals über Kopf

die Bibliothek verlassen müssen, um für Nora als Kellnerin einzuspringen. Statt Leonies leckerem Kartoffelauflauf, nach dem es gerade schon verführerisch aus der Küche geduftet hatte, würde ich heute Abend einen Salat in Etappen essen, und die letzten zehn Seiten vom Lektürepaket für das morgige Seminar konnte ich auch vergessen. Toll auch!

An der zweiten Kreuzung jedoch fiel mir ein, dass ich meinen Kellner-Job heute Abend mit Uli teilen würde, und das ließ meine Laune schlagartig steigen. Zusammen mit Uli machte das Arbeiten immer Spaß. Er hatte einen wunderbaren Sinn für Humor und war überaus attraktiv. Seit zwei Wochen waren wir zusammen. Es hatte einen etwas größeren Flirteinsatz meinerseits gebraucht, bis Uli kapiert hatte, dass ich ihn nicht nur nett fand und ich für ihn auch nicht gänzlich uninteressant war. Aber nach einem gemeinsamen Wochenenddienst hatte es endlich bei ihm gefunkt. Und zwar gewaltig, wie es mir schien. Ich schwebte ja sowieso schon auf Wolke sieben. Doch seit es Uli genauso ging, war mein, oder besser unser Glück perfekt. Wenn nicht einer von uns abends arbeiten musste, unternahmen wir etwas gemeinsam, wenn wir beide arbeiten mussten, war Uli meist schon vor mir da und hatte oft irgendeine kleine Überraschung für mich vorbereitet. Von daher war es, ehrlich gesagt, gar nicht die allergrößte Katastrophe, dass Friedhelm mich gebeten hatte, spontan Noras Dienst zu übernehmen. Vielleicht war ja heute Abend nicht so viel los und Uli und ich hatten ein wenig Zeit zum Quatschen.

Beseelt von diesem Gedanken bog ich in die Hofeinfahrt der alten Studentenkneipe ein, schloss mein Fahrrad an und stürmte durch den Hintereingang hinein.

Friedhelm kam mir schon auf halbem Weg zur Küche

entgegen. Sein Gesicht sprach Bände. Erleichtert warf er die Hände in die Luft und seufzte.

»Marlene! Ein Glück! Uli weiß schon gar nicht mehr, wo ihm der Kopf steht ... Es ist total voll heute Abend. Und später kommt noch eine Geburtstagsgesellschaft von meinen Rollenspielern...«

Ich seufzte innerlich auf. Aus war der Traum von einem entspannten Dienst mit Uli. Schnell hängte ich meine Jacke an den Haken und folgte Friedhelm in die Schankstube. Beinahe traf mich der Schlag. Es waren tatsächlich alle Tische besetzt. Es schien, als hätten sich alle Studenten ausgerechnet heute Abend überlegt, ins *Ring* zu kommen.

Friedhelm hatte schon wieder Stellung hinter dem Tresen bezogen und schenkte Bier an die Gäste aus, während ich mir noch zwei Sekunden Zeit gönnte, um meine Gedanken zu sammeln und mir einen Schlachtplan zurechtzulegen.

In diesem Moment kam Uli schwungvoll um die Ecke gebogen und stellte ein Tablett mit leeren Gläsern hinter den Tresen. Das Lächeln, mit dem er mich ansah, war umwerfend. Er umarmte mich und hauchte mir einen Kuss auf die Lippen. Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen, als ich seine tiefblauen Augen bewunderte, die unter den geschwungenen dunklen Augenbrauen leuchteten.

»Ja, so habe ich auch geguckt, als ich vor einer halben Stunde hier ankam«, sagte Uli zu mir mit einem Lachen.

»Ähm ...«, murmelte ich irritiert. Hatte ich da etwa gerade einen gedanklichen Aussetzer gehabt? Ich hatte keine Gelegenheit, dieser Frage nachzugehen, denn Uli sprach schon in geschäftigem Ton weiter.

»Übernimmst du links? Ich mach rechts weiter. Die drei Mädels hinten an Tisch vierzehn sind schon länger da, bei

denen solltest du zuerst die Bestellung aufnehmen ... Und dann ist, glaub ich, Tisch neun dran ...«

Mit diesen Worten nahm er ein neues Tablett mit Gläsern auf und verschwand damit zu den Tischen in der rechten Hälfte der Kneipe. Ich nickte ein wenig perplex, schnappte mir einen Block und einen Kuli von der Theke und machte mich auf den Weg zu Tisch vierzehn.

Die nächsten zwei Stunden rannte ich ununterbrochen durch die Kneipe, mein Tablett abwechselnd mit vollen und leeren Gläsern beladen. Und während ich den Gästen Salat, Suppen oder überbackene Baguettes servierte, versuchte ich, das immer stärker werdende Bauchgrummeln zu ignorieren. Das hatte ich nun davon, dass ich mich seit dem Nachmittag in der Bibliothek diszipliniert und nichts gegessen hatte. Aber da war ich ja auch noch davon ausgegangen, in den Genuss von Leonies Auflauf zu kommen. Es juckte mich in den Fingern, in eines der üppig mit Schinken und Käsen belegten Baguettes zu beißen. Aber das war natürlich nicht drin. Je größer mein Hunger wurde, desto missgestimmter wurde ich, und ich wünschte Nora zu ihren Kopfschmerzen insgeheim doch noch die Pest an den Hals.

So stand ich um halb zehn ein wenig schmollend hinter dem Tresen und knetete meinen Bauch, dessen Grummeln nach meinem Erachten die Gespräche der Gäste um Längen hätte übertönen müssen. Immerhin war gerade eine Gruppe hinausgegangen und hatte drei leere Tische zurückgelassen, auf die Friedhelm nun »Reserviert«-Schilder stellte.

Als er zurückkam, sah er mich überrascht an.

»Marlene, was machst du denn für ein Gesicht? Bist du etwa auch krank?«

»Nein, nur hungrig«, murmelte ich gequält, griff aber

tapfer nach einem Lappen, um die frei gewordenen Tische abzuwischen.

»Kein Abendessen gehabt?«, fragte Friedhelm.

»Nein, ich bin ja direkt aus der Bib hergekommen. Dabei hat meine Mitbewohnerin Auflauf gemacht ...«, sagte ich schwermütig.

Friedhelm sah mich aufmunternd an. »Das ist hart! Na komm, geh schnell die Tische hinten abwischen und dann bekommst du ein Baguette auf Kosten des Hauses.«

Schlagartig hellte sich meine Miene wieder auf und ich beeilte mich, die reservierten Tische herzurichten.

»Na toll, du isst und ich renn mir hier die Hacken ab«, beschwerte sich Uli, als er mich mit meinem heißen Baguette vor der Küche stehen sah.

»Tut mir leid, magst du ein Stück?«, bot ich ihm großzügig an, worauf mir Uli wieder ein bezauberndes Lächeln schenkte. Er nahm mir mein Baguette aus der Hand und biss hinein.

»Mmhh, lecker. Selbst gemacht?«, fragte er mit spitzbübischem Blick und nahm gleich noch einen großen Bissen.

»Klar, bewährtes Hausrezept«, antwortete ich ironisch und nahm ihm das Baguette wieder aus der Hand. Uli grinste und verschwand in Richtung der Personaltoiletten. Nach zwei Minuten kam er zurück, klaute sich das Salatblatt von meinem Teller, küsste mich, bevor er es sich in den Mund schob, und ging dann winkend zurück in die Schankstube. Himmel! War er süß heute Abend. Auch wenn er die Deko zerstört hatte ...

»Hey, Friedhelm! Verehrter Meister!«, hörte ich da gleich mehrere Stimmen aus der Schankstube dröhnen. Das klang verdächtig nach den Mitgliedern von Friedhelms Rollenspiel-Truppe, die er angekündigt hatte. Hastig schlang ich den letzten Rest meines späten Abendessens

hinunter, stellte den Teller mit einem Lächeln zurück in die Küche und ging wieder an die Arbeit.

Es waren gut fünfzehn junge Männer, die gleichzeitig gekommen waren und die sich nun an die reservierten Tische setzten. Der Großteil von ihnen war in aufwändige Kostüme gekleidet, die mich stark an *Herr der Ringe* erinnerten. Drei der Männer trugen sogar ihre täuschend echt wirkenden Polsterwaffen mit sich. Ich verkniff mir ein Grinsen, wartete eine Weile ab und ging schließlich zu ihnen, um ihre Bestellungen aufzunehmen.

»Kurzes Out-Time. Die erste Runde geht auf mich«, rief der große blonde Typ, der am Kopf des ersten Tischs saß, seinen Freunden zu. Er trug einen langen dunklen Umhang um seine Schultern und einen zerlumpt wirkenden Filzhut auf dem Kopf. Neben sich auf dem Tisch hatte er eine mysteriös anmutende Schatulle drapiert.

»Hey, super, Basti«, riefen die anderen sogleich begeistert, einige klatschten anerkennend in die Hände oder klopften auf die Tischplatte. Ich lächelte amüsiert und schrieb die Wünsche auf, von denen ich nur zu gern gewusst hätte, ob die Männer sie tatsächlich gern tranken oder ob sie mit ihren Bestellungen nur ihren Rollen gerecht werden wollten.

Als ich die Getränke brachte und auf den Tischen verteilte, erhob sich einer der Männer, wie ich feststellte, der einzige, der keine mittelalterliche Kostümierung trug, nahm sein Glas zur Hand und wandte sich dem Blonden am Kopfende zu.

»Ich möchte diese Gelegenheit gern nutzen, um einen kleinen Toast auszusprechen. Basti, wir kennen uns jetzt schon seit zwanzig Jahren, die meisten dieser Jahre waren doch insgesamt recht schön – und mittlerweile habe ich es dir sogar verziehen, dass du in diese komische Schauspieltruppe eingetreten bist ...«

Der Großteil der jungen Männer an den Tischen sah den Redner empört an, der sich davon jedoch nicht beirren ließ und weitersprach.

»Ich möchte dir danken für deine Freundschaft in all den Jahren, für all die verrückten Aktionen, die wir gestartet haben, und was sonst noch so war ...«

Ich sah kurz auf, als ich das letzte Glas abgestellt hatte und das Tablett wieder aufnahm. Dabei sah ich, wie sein Blick kurz an mir hängen blieb und er mich anlächelte. Ein wenig irritiert lächelte ich zurück, was ihn aus irgendeinem Grund aus dem Konzept zu bringen schien. Mit einigermaßen verklärtem Blick schüttelte er den Kopf, und während ich zurück durch die Schankstube ging, setzte er seine Rede fort.

»Deshalb wünsche ich dir nun das Allerbeste zum Geburtstag, Gesundheit und Glück für die nächsten Jahre. Auf Bastian!«

Vom Nachbartisch, wo ich eine neue Bestellung aufnahm, sah ich, wie er das Glas in seiner Hand noch ein Stück höher hob. Die Tischgenossen taten es ihm nach und sie stießen an.

»Danke, Poldi«, sagte der Blonde, nachdem er getrunken hatte.

»Sag noch einmal Poldi zu mir, und ich ziehe meinen Toast wieder zurück«, entgegnete der Angesprochene. Ich verkniff mir ein Lachen und machte mich schleunigst auf den Weg zurück zum Tresen.

»Das ist eine lustige Truppe«, sagte Friedhelm zu mir und machte eine vielsagende Kopfbewegung in Richtung der kleinen Gesellschaft.

»Hm«, antwortete ich tonlos.

Wenn Friedhelm Gäste aus seiner Rollenspiel-Gruppe hatte, vergaß er früher oder später, dass er Wirt in einer Studentenkneipe und nicht irgendein König einer Fanta-

sy-Welt war. Er war seit einigen Jahren Spielleiter einer stetig wachsenden Gruppe an Live-Action-Role-Playern, die regelmäßig in der Kneipe auftauchten, häufig in Kostümen. Deshalb sah er nun sehnsüchtig zu ihnen herüber, als ob er viel lieber bei ihnen säße, statt sie zu bewirten.

»Das ist eine sehr interessante Mischung an Charakteren«, meinte Friedhelm. »Es wird Zeit, dass wir uns mal wieder für eine ausgiebige Spielrunde treffen. Ich würde zu gern wissen, wie der Kampf zwischen den Zwergen und den Zauberern ausgeht ...«

Unser Wirt philosophierte nur zu gerne über Spielstände und mögliche Entwicklungen, sodass der gesamte Kellnerstab des *Rings* über diese Parallelwelt meistens bestens informiert war. Auch jetzt fing er wieder damit an. Ich aber überließ Friedhelm nun seinen Überlegungen und hörte nicht weiter zu, sondern machte mich auf den Weg, um einen Tisch abzuräumen, den zwei Gäste soeben verlassen hatten. Kaum hatte ich die leeren Gläser weggeräumt, setzten sich gleich zwei neue Gäste an den Tisch. Schnell ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Es war schon wieder total voll. Wo kamen nur all diese Leute her? Gab es keine anderen Kneipen und Bars in der Stadt?

Mir wurde immer wärmer und ich geriet langsam, aber sicher ins Schwitzen. Hoffentlich konnte man mir das nicht allzu sehr ansehen. Heimlich warf ich Uli bewundernde Blicke zu. Wie schaffte der es bloß, auch beim größten Stress noch frisch und munter auszusehen? Als wir uns zufällig für einen kurzen Moment beide hinter der Theke aufhielten, roch ich sein Parfüm. Verführerisch, schoss es mir durch den Kopf. Genauso verführerisch wie sein dunkles Haar, das er mit ein wenig Gel nach hinten gekämmt hatte, bis auf eine kleine Strähne über der Stirn, die ihm immer wieder ins Gesicht fiel und die er dann mit

einer lässigen Handbewegung zurückschob. Das war mit Sicherheit von ihm beabsichtigt. Aber mir gefiel es trotzdem. Er war einfach unheimlich attraktiv. In jeder Hinsicht.

Uli hatte seinen Arm locker um meine Hüfte gelegt und ich wollte mich gerade an seine Schulter lehnen, als plötzlich eine laute Stimme an mein Ohr drang.

»Hey, wird das noch was? Ihr wollt einen Prinzen und seine Freunde doch wohl nicht warten lassen, oder?«

Ich schreckte auf. Hatte ich schon wieder geträumt? Vor uns am Tresen stand der blonde Typ und sah Uli und mich herausfordernd, aber zugleich mit Schalk in den Augen an. Seinen Filzhut hatte er abgesetzt, doch der dunkle Umhang lag noch immer um seine Schultern.

»Hör doch auf mit dem Scheiß, Basti!«, rief der junge Mann, der die Rede für den Blondnen gehalten hatte, vom Tisch herüber.

Basti sah kurz zu seinen Freunden, winkte ab und wandte sich dann wieder Uli und mir zu. »Also, wie sieht's aus? Werden hier Prinzen nicht bevorzugt behandelt?«, hakte er mit belustigtem Ton nach.

»Tut mir leid«, erwiderte Uli schulterzuckend. »Bei uns ist jeder Gast König. Da wird sich ein Prinz gedulden müssen.«

Verdutzt schaute Basti Uli an, lachte dann aber kurz auf. »Good one ...«

Ich hingegen war über Ulis Schlagfertigkeit verblüfft. Wie spontan und locker er diesen Spruch rausgehauen hatte! Mir fiel so etwas nie ein. Zumindest nicht in den betreffenden Situationen, wo es passend gewesen wäre. Dazu kam, dass ich mich in diesem Moment viel zu ertappt gefühlt hatte, weil ich in Träumereien verfallen war, anstatt mich um die Gäste zu kümmern. Ich ermahnte mich selbst zu erneuter Disziplin und sah Basti aufmerksam an.

»Also, was möchtet ihr haben?«, fragte ich so charmant wie möglich.

»Drei Gläser Rotwein, vier Mal Weißwein, drei Weizen und zwei Radler«, zählte Basti auf.

Ich nickte pflichtbewusst. »Alles klar, bring ich euch gleich rüber.«

Um nicht Gefahr zu laufen, wieder zu träumen und darüber etwas zu vergessen, bestückte ich direkt ein Tablett mit den Bestellungen und ging zu den drei Tischen hinüber, wo ich die Gläser der Reihe nach verteilte.

»Und noch dreimal Rotwein?«, fragte ich in die Runde, um herauszufinden, für wen dieser bestimmt war. Basti, der junge Mann, der die Rede gehalten hatte, und ein Typ in Zwergenverkleidung hoben dezent ihre Hände, und ich schenkte den Wein aus. Basti und der Zwergentyp schenkten diesem Vorgang kaum Beachtung, aber der Redner verfolgte jede meiner Bewegungen. Von dem Neigen der Flasche über das Sichergießen des Weins in das geschwungene Glas bis hin zum Zurückstellen der Flasche auf mein Tablett. Er lächelte höflich und hauchte mir ein »Danke-schön« entgegen, das kaum hörbar war, aber unglaublich sanft klang.

Dieser Typ verwirrte mich. Nicht nur, dass er seltsam geschwollene Reden hielt, in denen er sich für zwanzig Jahre Freundschaft bedankte, nun war es schon das zweite Mal an diesem Abend, dass er mich so seltsam angelächelt hatte. Aber wenn dieser Typ unbedingt lächeln wollte, sollte er doch. Sah ja nett aus. Doch gegen Ulis süße Grübchen, die sich bildeten, wenn er lächelte, würde er nicht ankommen.

## 2. Kapitel, *in dem ich gleich zweimal die goldene A-Karte ziehen darf*

Das Seminar war die reinste Katastrophe. Von fünfundzwanzig anwesenden Studenten fiel die Wahl unserer Dozentin ausgerechnet auf mich, um irgendeine Medientheorie zu erklären, von der ich noch nicht einmal den Namen gehört hatte. Außer peinlichen Stotterns fiel mir nichts dazu ein, was unsere Dozentin zum Anlass nahm, uns zum wiederholten Male darauf hinzuweisen, dass wir hier schließlich nicht in der Krabbelgruppe seien.

»Die Zeiten, in denen Ihnen alles vorgekaut wurde, sind lange vorbei. Sie sind hier an der Universität. Früher oder später einmal werden Sie ausgebildete Akademiker sein – wenn ich mir Ihre Arbeitsmoral ansehe, wird das für die meisten von Ihnen eher später der Fall sein – und als Akademiker gehören sie zur höheren Bildungsschicht ...«

»Wohl eher zur Hartz-IV-berechtigten Generation Praktikum«, murmelte Leonie neben mir hinter vorgehaltener Hand.

»... da wird man doch wohl erwarten können, dass sie es innerhalb einer Woche schaffen, sechzig Seiten zu lesen und das Wesentliche davon zu behalten.«

Unsere Dozentin hielt kurz inne, um Luft zu holen. Sie hatte sich nun in Fahrt geredet und fuhr wild gestikulie-

rend fort: »Das, was Sie hier von uns in den Lektürepaketen präsentiert bekommen, ist doch ohnehin schon zusammengeschrumpft. Im Vergleich zu dem, was die Studenten früher lesen mussten, ist das ein Witz. Und ja, ich weiß, dass Sie auch noch andere Fächer zu bewältigen haben. Aber beim Phasenmodell handelt es sich um ein grundlegendes Prinzip der Medienwissenschaft, das müssen Sie einfach verinnerlichen. Wenn Sie das nicht kapiert haben, verstehen Sie den Rest auch nicht, weil das alles aufeinander aufbaut. Das ist schon peinlich genug, dass Sie im vierten Semester sind und noch nichts davon gehört haben. Ihnen glaubt doch später kein Mensch, dass Sie Medienwissenschaftler sind, wenn Sie vom Phasenmodell keine Ahnung haben!«

Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und seufzte. »Sehen Sie, jetzt sind schon wieder fünfzehn Minuten von unserer Zeit vergangen, in der wir gut und gern den ersten Ansatz des Phasenmodells hätten besprechen können.«

Endlich war sie mit ihrem Vortrag fertig und ich seufzte innerlich auf. Ich nahm das alles nicht persönlich, obwohl ich mir die Worte unserer Dozentin durchaus zu Herzen nahm. Es war mir unsäglich peinlich, dass diesmal ich es gewesen war, die diesen allwöchentlich wiederkehrenden Vortrag herbeigerufen hatte. Dabei war es ja meine feste Absicht gewesen, den vorgegebenen Text zu lesen, ich war sogar motiviert dazu gewesen. Aber ich hatte ja für Nora einspringen und kellnern müssen. Das Leben war unfair.

Als ich später mit Leonie auf dem Weg zum nächsten Kurs war, regte sie sich zu meinem Erstaunen fürchterlich über unsere Dozentin auf.

»Musste die wieder so einen Aufstand machen? Ich meine, dieses Phasenmodell mag zwar wichtig sein, aber warum kriegen wir dann eine Lektüre, wo das erst auf den letzten acht Seiten erklärt wird? Naja, egal ...«

Leonie machte eine kurze Atempause. »Wie war's denn eigentlich gestern?«, wollte sie dann wissen, während sie ihren Kalender auf dem Tisch unseres nächsten Seminarraums aufschlug und einen Apfel aus ihrer Tasche hervorholte.

»Voll«, erwiderte ich kurz angebunden. Zu mehr blieb auch keine Zeit, denn schon stand unser Dozent im Raum und machte sich an Computer und Beamer zu schaffen. Leonie hielt verzweifelt ihren Apfel in die Höhe, von dem sie gerade ein Stück abgebissen hatte.

»Mensch, nicht mal genug Zeit zum Essen hat man hier«, beschwerte sie sich, nahm noch schnell einen großen Bissen und positionierte den großen Rest des Apfels auf einem ausgebreiteten Taschentuch vor sich auf dem Tisch. Unser Dozent hatte in der Zwischenzeit die erste Folie seiner Präsentation geöffnet, nuschelte eine hastige Begrüßung und fing an zu referieren. Ich ließ seinen Vortrag an mir vorbeirauschen und versank in Erinnerungen an den gestrigen Abend.

Nachdem wir unsere Arbeit endlich beendet hatten, hatten Uli und ich noch ewig im Hof herumgestanden. Ich in seinen Armen, eng an seinen weichen Pullover gekuschelt, während er mich beinahe unaufhörlich mit Küssen bedeckte und seine Hand über meinen Rücken wandern ließ.

Am Abend stand ich wieder im *Ring*. Diesmal jedoch planmäßig. Es war nicht so voll in der Kneipe wie am vorherigen Abend, was Uli und mir die Chance gab, unsere Arbeit in aller Ruhe zu verrichten und zwischendurch selbst eine Kleinigkeit zu essen. Mein Freund war allerdings nicht so gesprächig, wie ich mir das erhofft hatte. Wie gerne hätte ich mich mit ihm unterhalten, aber egal, welches Thema ich anfang, zu mehr als kurz angebundenen

Zweiwortsätzen war er nicht zu bewegen. Stattdessen war er in jeder freien Sekunde mit seinem Handy beschäftigt. Vielleicht war er ja einfach müde von der Uni, überlegte ich zu Beginn unseres Dienstes und war sicher, dass er im Laufe des Abends schon noch gesprächiger werden würde. Aber er fand noch nicht einmal Zeit, mich zu umarmen. Friedhelm sah es zwar ohnehin nicht so gern, wenn wir vor den Gästen Zärtlichkeiten austauschten, aber bislang hatte sich Uli auch nicht darum gekümmert.

Heute Abend hatte er mir eine kleine, eigentlich ziemlich scheußliche Topfblume aus Plastik mitgebracht, in die eine kleine Solarzelle eingebaut war. Sobald genug Licht darauf fiel, fing die Blume an, ihre Blätter auf und ab zu bewegen. Die etwas diffusen Lampen der Thekenbeleuchtung reichten allerdings nur zu seltenen klackenden Zuckungen der Plastikblätter.

»Schön, dass heute Abend nicht so viel los ist«, versuchte ich später noch einmal ein Gespräch in Gang zu setzen, als wir hinter der Theke jeder einen kleinen Salat aßen. Das heißt, eigentlich aß keiner von uns so richtig. Ich pikste immer neu Gurkenscheiben auf meine Gabel und ließ sie zurück auf den Teller fallen, während Uli ein Stück Brot in den Händen hielt, aber nie davon abbiss, sondern stattdessen ununterbrochen SMS schrieb.

»Hm ...«, machte Uli, ohne von seinem Handy aufzusehen.

»Ich dachte, das wäre so eine Mädchen-Angewohnheit«, sagte ich.

»Was?«, fragte Uli und warf mir tatsächlich einen verwirrten Blick zu.

Ja, ich hatte seine Aufmerksamkeit. Wunderbar!

»SMS schreiben«, erklärte ich schmunzelnd. »Ich dachte, so etwas machen nur Mädchen in so einem Ausmaß.«

Ich machte eine vielsagende Kopfbewegung in Richtung seines Handys. Uli schüttelte fassungslos den Kopf.

»Führst du etwa Buch darüber, wie viele SMS ich schreibe?«, fragte er, und ich stellte fest, wie wahnsinnig umwerfend er noch immer aussah, selbst wenn er genervt war.

»Ach, wie käme ich denn dazu«, wehrte ich amüsiert ab und schmiegte mich mit gekonntem Augenaufschlag an seine Seite. In irgendeiner Weise schien Uli das wieder versöhnlicher zu stimmen, auch wenn er sich noch immer nicht dazu bequemte, seinen Arm um mich zu legen.

»Es geht dich zwar eigentlich nichts an«, meinte er ruhig, »aber ich möchte deinen soziologischen Forschungen ungern im Wege stehen. Wenn es dir also weiterhilft, verrate ich dir gern, dass Männer, zumindest ich, in Ausnahmesituationen auch einmal mehr als nur eine SMS schreiben.«

Ich war überrascht, eine so ausführliche Antwort erhalten zu haben. Das Wort »Ausnahmesituation« ließ mich jedoch aufhorchen. Was Uli damit meinte, interessierte mich nur zu sehr.

»Ausnahmesituation?«, fragte ich neugierig und sah mit großen Augen zu Uli auf.

Der hatte sich jedoch schon wieder intensiv seinem Handy gewidmet und tat, als habe er meine Frage überhört.

»Hm?«, versuchte ich noch einmal, Kontakt zu ihm aufzunehmen.

Aber Uli schaute nur weiter auf das Display seines Handys. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Machte der sich nun etwa über mich lustig?

Eingeschnappt wandte ich mich von ihm ab. Hatte er Spaß daran, mich unwissend darüber zu lassen, ob er meine Nachfragen bemerkte oder nicht? Dieser Verdacht machte mich fuchsteufelswild, und in Rage biss ich zu

schnell und zu heftig auf die Möhre, die ich mir gerade in den Mund geschoben hatte, sodass meine Zunge sich nicht schnell genug zurückziehen konnte. Es tat höllisch weh, und ich konnte förmlich spüren, wie meine Zungenspitze anschwoll. Tränen der Wut schossen mir in die Augen und ich wandte mich um, damit Uli nichts bemerkte. Diesen Triumph wollte ich ihm nicht gönnen.

Ausgerechnet in diesem Moment öffnete sich die Tür und ein neuer Gast trat ein, der sich in der rechten Hälfte der Kneipe an einen kleinen Tisch am Fenster setzte. Ich widmete mich stur meinem Salat. Auf der rechten Seite hatte Uli zu bedienen. Der machte jedoch auch nach einigen Minuten keine Anstalten, sich zu dem neuen Gast zu bewegen, sondern war weiterhin mit seinem Handy beschäftigt.

Ich seufzte leise, schob mich an Uli vorbei und ging hinüber zu dem Tisch am Fenster. Als ich dort ankam und den Gast ansah, hielt ich kurz verwundert inne. Das war doch der Typ, der gestern mit der Geburtstagsgesellschaft hier gewesen war und mich mehrere Male so seltsam angelächelt hatte. Der die Rede gehalten und den sie manchmal Poldi genannt hatten. Poldi – wie lächerlich!

»Hallo. Bitteschön, was darf ich dir bringen?«, fragte ich und schaffte es tatsächlich, diesen Satz höchst professionell über die Bühne zu bringen, ohne eine Spur der Wut, die ich noch über Ulis Ignoranz verspürte, und ohne mir die Überraschung darüber anmerken zu lassen, diesen jungen Mann schon wieder hier zu sehen. Trotz des professionellen Tonfalls musste ich halbwegs lispeln, weil meine Zungenspitze noch immer fürchterlich wehtat.

»Kannst du etwas empfehlen?«, fragte er mich und sah mich mit lachenden Augen an. Warum hatten heute eigentlich alle Männer so unverschämt gute Laune? Uli grinste vor sich hin, Friedhelm piff am Tresen auch schon

den ganzen Abend ein Liedchen nach dem anderen, und jetzt lachte mich auch noch dieser Typ an.

»Der kleine Salat ist sehr gut«, lispelte ich. »Dazu gäb's noch einen kleinen Brotkorb. Also, das wär so etwas für den kleinen Hunger«, redete ich weiter. »Oder möchtest du nur etwas trinken?«

So viel hatte ich noch nie geredet, um eine Bestellung aufzunehmen. Allerdings hatte ich mich sträflicherweise kurz umgedreht und einen Blick zum Tresen gewagt, wo Uli noch immer still vergnügt stand und grinste. Außer Reden fiel mir nichts ein, um mich davon abzulenken. Der junge Mann vor mir nahm dies mit amüsiertem Lächeln und hochgezogenen Augenbrauen zur Kenntnis.

»Salat klingt gut«, sagte er, ohne sein Lächeln zu verlieren, »und dazu hätte ich gern ein Radler.«

Ich nickte. »Alles klar. Kommt gleich«, versprach ich und ging zurück, um die Bestellung an Friedhelm und die Küche weiterzuleiten.

Uli hatte sein Handy zurück in seine Hosentasche gesteckt und seinen Salat fast aufgegessen. Sein Gesicht ließ aber immer noch überdeutliche Rückschlüsse auf seine himmelhoch jauchzende Stimmung zu, von der ich immer noch nur zu gern gewusst hätte, worauf sie beruhte.

Ich sah, wie sich zwei Gäste an einem Tisch der von mir zu bedienenden Hälfte der Kneipe suchend umsahen, und machte mich auf den Weg zu ihnen. Jedoch nicht, ohne Uli vorher darauf hinzuweisen, dass er seine Gäste nun selber bedienen könnte.

»Der junge Mann an Tisch achtzehn bekommt ein Radler«, sagte ich, während er das letzte Radieschen von seinem Teller verschluckte.

Uli knurrte verspielt. »Ach, Lene, du bist so niedlich, wenn du zickig bist.«

Ich beschloss, darauf nicht einzugehen, sondern lieber

noch so zu tun, als würde ich ein wenig schmollen, aber mein Herz vollführte einen kleinen Purzelbaum und beschwingten Schrittes ging ich zu meinen Gästen. Er fand mich also niedlich. Na immerhin!

Eine gute Stunde später erwischte ich Uli erneut mit seinem Handy. Eigentlich ging es mich ja tatsächlich nichts an. Aber sein geheimnisvolles Dauergrinsen und seine Verträumtheit machten mich wahnsinnig, zumal er über das, was ihn offensichtlich übermäßig zu beschäftigen schien, seinen Job völlig vergaß. Der Gast an Tisch achtzehn hatte nun schon zweimal diskret die Hand gehoben und angedeutet, dass er gern zahlen würde. Das konnte er doch nicht einfach übersehen haben. Aber Uli rührte sich nicht vom Fleck.

»Schlafmütze«, fauchte ich ihm zu und ging zu dem Gast hinüber, über den ich mich insgeheim wunderte, denn er hatte mich nicht nur immer wieder angelächelt, sondern war auch die ganze Zeit über allein geblieben.

»Bist du versetzt worden?«, fragte ich ihn daher mitleidig, als ich an seinen Tisch trat.

Überrascht sah er mich an. »Nein, es war durchaus meine Absicht, den Abend allein zu verbringen«, antwortete er geheimnisvoll lächelnd.

»Und dann gehst du in eine Kneipe? Verrückt!«, entgegnete ich. »Aber naja, mich geht es ja nichts an. Salat und Radler waren das, oder? Sieben Euro fünfzig sind das zusammen.«

Er drückte mir einen Zehner in die Hand. »Stimmt so.«

Jetzt war ich überrascht. »Danke. Wofür ist das denn? Für den guten Service von meinem Kollegen?«

Meine Bemerkung war mir wohl etwas spitz geraten, was dem jungen Mann ein erneutes Lächeln entlockte. Scheinbar wusste er genau, was ich meinte.

»Ärgere dich nicht. Der kriegt sich schon wieder ein.

Außerdem hast du ja jetzt eindeutig davon profitiert«, sagte er schmunzelnd. Ich war mir nicht sicher, ob er noch etwas mehr gesagt hatte, aber das kleine Räuspern, das er von sich gab, als er aufstand und seinen Stuhl zurück an den Tisch schob, klang verdächtig nach »und ich auch«.

Erstaunt stellte ich fest, dass aus Wilmas Zimmer noch Fernsehgeräusche kamen, als ich unsere WG wieder betrat.

»Hallo, Lene«, riefen sie und Leonie mir zu. Offenbar hatten sie gehört, wie ich hereingekommen war. Ich ging auf Wilmas Zimmer zu, das direkt neben der Wohnungstür lag, und steckte den Kopf durch den Türspalt. Meine Mitbewohnerinnen saßen nebeneinander auf Wilmas Bett und sahen sich offenbar eine Krankenhausserie an. Ich seufzte. Wilma war ein absoluter Serienjunkie, insbesondere von Krankenhausserien. Seit sie ihr Medizinstudium aufgenommen hatte, war ihr Konsum einzelner Episoden explosionsartig in die Höhe geschneilt, was ich kaum begreifen konnte. Schon während unserer gemeinsamen Oberstufenzeit hatte Wilma sämtliche Details aus *Scrubs*, *Emergency Room* und sogar *Dr. Stefan Frank* gekannt. Ich hatte geglaubt, damit hätte sie bereits alles gesehen. Aber Wilma überraschte mich immer wieder und kam dauernd mit neu entdeckten Serien um die Ecke.

»O Gott, welche Serie ist es denn diesmal?«, fragte ich und ließ meine Tasche auf den Boden im Flur fallen.

»Gar keine Serie, sondern ein Film«, erklärte mir Leonie, die eine Zeitschrift mit Sudokus auf den Knien liegen hatte. »Irgend so was Hochdramatisches. Die junge Frau braucht unbedingt eine neue Leber, aber das mit der Transplantation ist schwierig, weil sie schwanger ist ... und überhaupt.«

»Ruhe«, zischte Wilma ihr zu, während sie gebannt auf den Bildschirm starrte. »Das ist wirklich voll dramatisch.«

Ich konnte darüber nur die Augen verdrehen. So tragisch das alles klang, mir war es heute Nacht echt egal, wie dieses Drama ausgehen würde. Mir hatte meine Arbeit gereicht.

»Na, dann haltet ihr mal die Stellung. Ich geh ins Bett.«

Von Wilma kam keine Reaktion. Sie verfolgte angestrengt, wie der Chirurg das Skalpell ansetzte. Leonie drehte sich immerhin noch einmal kurz zu mir um und widmete sich dann wieder ihren Zahlenrätseln.

Heimlich hatte ich gehofft, meine Freundinnen hätten sich erkundigt, wie es auf der Arbeit gewesen war und wie es Uli ging. Zu gerne hätte ich sie gefragt, was Ulis seltsames Verhalten wohl bedeuten könnte. Wilma und Leonie wussten eigentlich immer einen Rat. Aber vielleicht musste ich damit selbst fertigwerden. Schließlich war Uli mein Freund.

Am nächsten Abend fuhr ich mit Wilma zusammen zur Probe des Uni-Chors. Wir probten jeden Donnerstag ab 20 Uhr im Gemeindesaal der katholischen Innenstadt-Gemeinde. In diesem Semester versuchte unser Chorleiter Reinhold uns hundertzwanzig Sängerinnen und Sängern unter anderem den 115. Psalm von Mendelssohn näherzubringen. Wie üblich kamen Wilma und ich fünf Minuten zu spät, sodass wir uns erst einmal in die letzte Reihe, die der Tür am nächsten war, einreichten. Reinhold hatte schon mit dem Einsingen begonnen, was in den ersten Minuten grundsätzlich erst einmal aus Dehnübungen und Auf- und Abhüpfen bestand.

»So und jetzt singen wir mal ein paar Töne«, sagte er schließlich, spielte uns am Flügel ein paar Töne vor und gab uns dann den Einsatz.

»Nanananana-aaooaaaaaa«, sangen wir. Rauf und runter. Ab und an wechselten wir zu »ioa« und »eoi«, wobei

unser Chorleiter regelmäßig darauf hinwies, das Lächeln dabei nicht zu vergessen, damit der Ton genug Platz hatte, sich auszubreiten, und schön und klar hervorkam.

»Na toll, ich dachte, ich geh zur Entspannung in den Chor, und jetzt geht es hier direkt anatomisch weiter«, maulte Wilma, als Reinhold uns schließlich aufforderte, Atemübungen zu machen und dabei besonders auf das Zwerchfell zu achten.

»Soo, dann setzt euch«, bat uns Reinhold schließlich, was zu einem allgemeinen Notenrascheln und Stühlerücken führte. Wilma und ich huschten schnell in die zweite Reihe, wo wir normalerweise saßen.

»Gut«, rief Reinhold, als einigermaßen Ruhe eingekehrt war. »Wir fangen heute an mit dem ersten Satz im Psalm. *Nicht unserm Namen, Herr ...*«

Wir schlugen unsere Noten auf und Reinhold setzte sich an den Flügel und spielte die ersten Töne. Wilma zog aus ihrer Hosentasche einen Stapel Karteikarten hervor, nahm die oberste vom Stapel herunter und legte sie auf die Mitte ihres Notenhefts. Auf der Karte tummelten sich Dutzende lateinische Begriffe und waghalsige Skizzen.

»Sag bloß, du kannst jetzt lernen?«, fragte ich sie verblüfft.

Wilma machte eine unbestimmte Kopfbewegung. »Es ist doch angeblich erwiesen, dass man mit Musik viel besser lernt.«

»Hm«, machte ich. »Aber ob das mit Mendelssohn funktioniert?«, fragte ich skeptisch.

»Glaubst du AC/DC wär besser?«, fragte Wilma mich mit einem Tonfall, als würde sie nun doch anzweifeln, dass die Chorprobe die richtige Musik für ihre Lerneinheit bot.

»Naja, es klingt bestimmt komisch, wenn du singst: *Nicht unserm Namen, Herr, nur deinem heiligen ...*« ich warf

einen schnellen Blick auf die oberste Karteikarte und las das Wort ab »*Platysma sei Lob und Ehr.*«

Wilma seufzte ergeben. »Also wenn es um Anatomie geht, wäre *Highway to Hell* doch passender«, sagte sie und steckte die Karte wieder weg.

Meine Motivation, an diesem Freitagabend schon wieder zu arbeiten, hielt sich in engsten Grenzen, tendierte eher gegen Null. Es reichte mir völlig, zweimal die Woche zu kellnern. Aber durch Noras Ausfall war mein regulärer Dienst an diesem Abend bereits das dritte Mal. Leonie und Wilma hatten fürsorglich angeboten, mitzukommen und mir mentale Unterstützung zu geben, doch dieses Angebot hatte ich dankend abgelehnt.

Ich war früher als Jessy da, mit der ich meinen Dienst heute Abend teilen würde. Es waren zwar erst wenige Gäste in der Schankstube verteilt. Doch als litten sie alle unter Klaustrophobie und enormen Berührungängsten, saßen sie alle in unterschiedlichen Ecken mit größtmöglichem Abstand zueinander. Um sie alle zu bedienen, musste ich also richtig Meter machen. Aber Jessy ließ zum Glück nicht lange auf sich warten und erfasste scheinbar sofort, was Sache war.

»Hej, Lene«, begrüßte sie mich, lächelte gewinnend und sah sich dann suchend an der Theke um. »Haben wir noch irgendwo »Reserviert«-Schilder? Uli hat mir geschrieben, ich soll ihm einen Tisch freihalten.«

Irritiert sah ich Jessy an, öffnete aber eine Schublade unter dem Tresen und holte ein Schild hervor.

»Wieso denn das?«, fragte ich.

Meine Kollegin hob ahnungslos die Schultern. »Keine Ahnung. Ich hab nicht weiter nachgefragt.«

Mit diesen Worten ging sie davon und stellte das »Reserviert«-Schild auf einen Tisch am Fenster. Ich blieb

ratlos zurück. Wieso sagte Uli Jessy Bescheid und nicht mir, wenn er einen Tisch reservieren wollte? Was hatte er mit Jessy sonst zu tun? Und warum wollte Uli den Abend hier verbringen, obwohl er doch überhaupt nicht arbeiten musste? Im Gegensatz zu Jessy hätte ich mit Sicherheit nachgefragt, wenn er mich um die Reservierung gebeten hätte. Aber er hatte nicht mich gefragt. Dieser Gedanke versetzte mir einen kleinen Stich. Denn auch wenn ich noch ein klein wenig eingeschnappt war, dass er mich vor zwei Tagen so geärgert hatte, hatte ich ihm eigentlich schon längst wieder vergeben. Kleine Geheimnisse durfte schließlich jeder haben. Warum aber hatte er mir nicht wegen der Reservierung geschrieben? Das Letzte, was ich von ihm gehört hatte, war seine Guten-Morgen-Hab-einen-schönen-Tag-Nachricht heute früh gewesen. Diese Verschwiegenheit war mir nun doch entschieden zu viel Geheimniskrämerei, doch so sehr ich auch nachdachte, fiel mir keine Erklärung dafür ein.

Nach und nach kamen mehr Gäste und Jessy und mir blieb keine Zeit auszuruhen. Obwohl ich anfangs unmotiviert war, hatte ich langsam immer mehr Spaß daran, mit Jessy zusammenzuarbeiten, und die gute Laune der Gäste färbte auf mich ab. Studenten und Berufstätige, die man nicht immer eindeutig voneinander unterscheiden konnte, feierten offensichtlich das nahende Wochenende und freuten sich unübersehbar auf die kommenden freien Tage. Als mir zwischendurch aufging, dass das auf mich ja genauso zutraf, ging es mir auch gleich ein ganzes Stück besser.

Während ich meiner Arbeit nachging, überlegte ich schon gut gelaunt, was ich am Wochenende mit Wilma und Leonie unternehmen könnte – vielleicht einen Spieleabend, das hatten wir schon lange nicht mehr gemacht –, als sich

plötzlich die Tür des *Rings* öffnete und zwei junge Leute hereinkamen.

Alles um mich herum wurde still und die Zeit schien stehenzubleiben. Der gut-aussehende junge Mann, der hereinkam, war Uli. Seinen linken Arm hatte er locker um die Hüfte einer Frau gelegt, deren Lipgloss selbst im schummerigen Licht der Kneipe strahlte. Ihr nahezu wasserstoffblondes Haar war hüftlang, ihre Wimpern künstlich verlängert und dick mit Mascara bemalt, ihre Fingernägel lang, ordentlich gefeilt und ebenso glänzend wie ihr Lipgloss. All diese Eindrücke fielen mir quasi gleichzeitig ins Auge. Ich sah, wie Uli und seine gestylte Begleitung, beide mit einem verzückten Lächeln auf den Lippen, sich in der Schankstube umsahen, bis ihnen schließlich Jessy über den Weg lief, die ihnen freundlich den für sie reservierten Tisch zeigte. Uli nickte und führte die Blonde an den Tisch.

Es war, als wenn es in meinem Kopf quietschte. Wie in den Filmen, wenn der Held kurz innehält, die Situation erfasst, sich einen Schlachtplan zurechtlegt und dann ungerührt wieder in die Handlung einsteigt. Das Blöde war, ich hatte zwar die Situation erfasst, aber ich war weit davon entfernt, mich wie ein Held zu fühlen, und einen Schlachtplan hatte ich schon gar nicht. Und ungerührt in die Handlung wieder einzusteigen? Undenkbar!

Nicht nur, dass Uli hier mit einer Freundin aufkreuzte – ganz offenbar SEINER Freundin, wie es mir bitter durch den Kopf schoss –, Jessy hatte ihnen auch noch einen Tisch in meiner Hälfte des *Rings* zugewiesen.

»Sag mal, wusstest du, dass Uli eine Freundin hat?«, fragte mich Jessy, die, von mir unbemerkt, neben mir am Tresen aufgetaucht war.

»Nein«, presste ich hervor. Jessy wusste bislang nichts

von meiner Beziehung mit Uli, und mein Freund sah momentan auch so aus, als wüsste er von nichts.

»Bitte, kannst du die beiden bedienen?«, bat ich Jessy, ohne lange darüber nachzudenken, was ich sagte. Jessy sah mich entgeistert an.

»Hä? Wieso das denn? Hast du Zoff mit Uli?«, fragte sie forschend.

»Ja, sozusagen ...«

Jessy lachte kurz auf. »Ach, stell dich nicht an. Uli ist gerade so gut gelaunt, der verzeiht dir, egal, was du gemacht oder gesagt hast.«

Schon war sie mit einem Tablett zu einem der Tische verschwunden. Ich war also gezwungen, Uli und seine Freundin – wie es mich bei diesem Gedanken schauderte – zu bedienen. Tief ein- und ausatmend bewegte ich mich auf die beiden zu. Dass Uli mir alles verzeihen würde, was ich vielleicht gesagt hatte, war klar. Doch zweifelte ich stark daran, dass ich ihm verzeihen konnte, was er hier gerade tat. Er und die Blondine sahen sich tief in die Augen und spielten zärtlich mit ihren Fingerspitzen, die sich an dem Teelicht trafen, das in der Mitte des Tisches stand. Je näher ich den beiden kam, desto stärker fiel mir auf, wie gepflegt alles am Körper der Blondine war. Sie schien einem Katalog für Pflegeprodukte entsprungen zu sein. Das Einzige, was fehlt, ist ein Strass-Steinchen auf ihrem Schneidezahn, dachte ich.

»Hej, Uli. Wie kann ich euch helfen?«, fragte ich so ruhig wie möglich.

Uli verzog grinsend das Gesicht. »Helfen brauchst du nicht, aber was zu essen und zu trinken könntest du uns organisieren.«

Die Blondine kicherte albern über Ulis Scherz, der mir nicht einmal ein müdes Lächeln abringen konnte.

»Was hättet ihr denn gern?«

»Sally, was magst du haben?«, fragte Uli mit butterweicher Stimme.

Sally! Warum musste sie ausgerechnet Sally heißen? Dieser Name komplettierte nahezu jegliches Klischee, das ich über diese Tussi im Kopf gehabt hatte, sobald sie mit Uli das Lokal betreten hatte.

»Ich weiß nicht ...«, murmelte Sally gedehnt.

»Also ich nehme ein Bier für den Anfang und eine Gnocchi-Pfanne«, sagte Uli wie einstudiert. Ich roch sein umwerfendes Parfüm, das ich so an ihm liebte, und fixierte die dunkle Haarsträhne, die ihm gerade wieder in die Stirn gefallen war. Sally blätterte währenddessen noch ein paar Mal hektisch durch die Speisekarte. Schließlich sah sie auf.

»Und ich hätte gern einen KiBa und auch die Gnocchi-Pfanne«, sagte sie mit einem breiten, hochprofessionellen Lächeln, sodass ein Strass-Steinchen auf ihrem oberen linken Schneidezahn sichtbar wurde und mir entgegenstrahlte. Auch das noch!

Ich biss mir auf die Lippen. »Hmmm«, murmelte ich nickend. »Alles klar«, presste ich dann noch hervor und entfernte mich schleunigst von den beiden.

Eigentlich war genug zu tun, sodass ich kaum Zeit gehabt hätte, über Uli und Sally nachzudenken. Aber faktisch dachte ich an nichts anderes mehr. Die beiden saßen mir so prominent vor Augen, dass ich gar nicht anders konnte, als sie ständig anzusehen.

Uli hat eine Freundin, rief es ständig in meinem Kopf. Wie lange hatte er die schon? Wo hatte er sie kennengelernt? Was faszinierte ihn so an ihr? Was war so besonders an ihr?

Und vor allem: Was war das, was er mit mir in den letzten Wochen getrieben hatte? War ich eine Affäre für ihn gewesen oder war Sally die Affäre? Alles Fragen, auf die ich eigentlich lieber keine Antwort haben wollte. Anderer-

seits interessierte es mich doch brennend. Sally war das komplette Gegenteil von mir. Nicht, dass ich ungepflegt herumliefe, aber so viel Make-up und Glitzer wie Sally hatte ich im Leben noch nicht am Körper getragen. Zudem empfand ich mein skandinavisch helles Haar als blond genug. Noch blonder hätte ich es niemals gefärbt. Über Sallys Kleidung wollte ich gar nicht erst näher nachdenken. Was also sollte das alles?

Wie mechanisch bewegte ich mich durch den Raum zwischen den Tischen hin und her. Vermutlich war es ein Wunder, dass ich sämtliche Bestellungen richtig zuordnete und nicht zwischendurch irgendetwas verschüttete oder auf den Boden warf.

»Lene, hey«, hörte ich irgendwann Ulis Stimme hinter mir und gleich darauf einen Pfiff. Hatte er da gerade hinter mir hergepfiffen? Was bildete der sich ein? Ich presste das leere Tablett, das ich gerade zur Theke hatte bringen wollen, vor meinen Bauch, drehte mich um und ging auf Uli und Sally zu.

»Hast du gerade gepfiffen?«, fragte ich Uli gereizt. »Ich bin doch kein Hund, den man per Pfiff irgendwohin kommandiert.«

Uli lächelte süffisant. »Na und? Hat doch aber funktioniert. Bringst du uns noch zwei Caipis?«

Ich bemühte mich um ein süß-saures Lächeln. »Natürlich«, zischte ich.

Wenige Minuten später schlürften die beiden an ihren Cocktails und warfen sich weiter verliebte Blicke zu. Alles vor meinen Augen. Ich stand hinter dem Tresen und hatte für einen Augenblick nichts zu tun. Warum, zum Teufel, gab es hier gerade nichts zu tun? In meinem Kopf spielten sich abscheuliche Racheszenarien ab, ohne dass ich sie hätte abstellen können. Die Variante, Uli und Sally wie im

Western ein Tablett über die Köpfe zu ziehen, war noch eine der harmloseren Optionen.

Fieberhaft überlegte ich, in welche Richtung ich schauen sollte, um mich abzulenken. Aber hinter mir befand sich nur ein Regal mit leeren Gläsern und neben mir die Küchentür. Für beide Richtungen hätte es dauerhaft keine sinnvolle Erklärung gegeben, sie anzustarren.

»Ah, Lene, hast du gerade nichts zu tun?«, sprach mich plötzlich Jessy an. »Kannst du mir helfen? Das Essen für eine Gruppe ist gerade fertig, wenn du mir tragen hilfst, muss ich nicht zweimal gehen.«

Ich war Jessy nur zu dankbar für ihre Bitte. Ob es Schicksal oder ein Wink des Himmels war, der mich für einen Moment aus meiner Lethargie und Uli und Sally vor meinen Rachegeleüsten rettete, war mir ziemlich egal. Beherzt nahm ich drei Teller aus der Küche entgegegen und trug sie hinter Jessy her.

Danach blieb mir jedoch nichts anderes übrig, als zu Uli und Sally zurückzukehren. Uli winkte mich ungeduldig herbei.

»Zahlen?«, fragte ich so kurz angebunden wie möglich. Uli nickte.

Ich holte die Rechnung und legte sie ihm vor die Nase.

»Was macht das?«, wollte Sally wissen und lugte auf den Kassenzettel. Uli legte die Hand darüber und lächelte.

»Der Gentleman zahlt«, verkündete er lächelnd und drückte mir zwei Geldscheine in die Hand. Dann stand er auf, klopfte mir anerkennend auf die Schulter und sah dabei Sally an.

»Komm, Süße.«

Sally stand ebenfalls auf und nahm Ulis Hand, die er nach ihr ausgestreckt hatte. Im Hinausgehen drehte er sich noch einmal zu mir um.

»Schönen Feierabend«, sagte er, und es klang in meinen

Ohren so gehässig, wie es demütigender nicht hätte sein können.

Gentleman, sicher!

### 3. Kapitel, *in dem ich mich wenigstens auf meine WG verlassen kann*

Ich wusste später nicht mehr, wie ich die letzten Stunden bis zum Ende meiner Schicht überstand, aber es kam mir vor, als wären es Jahre, die vergingen, bis Friedhelm Jessy und mir endlich für unsere Arbeit dankte und uns einen schönen Feierabend wünschte. Ich fühlte mich wie leergefegt, war mir nicht sicher, ob ich traurig oder enttäuscht war oder einfach nur fürchterlich wütend über Uli und sein Verhalten sein sollte. Aber während der gesamten Heimfahrt und noch im Treppenhaus, hinauf zu unserer WG im ersten Stock, verfolgte mich das Bild von ihm, wie er Sally den Arm um die Taille gelegt und sie aus der Kneipe geschoben hatte.

In der Küche brannte noch Licht. Wilma und Leonie saßen bei einer Flasche Weißwein und einer Tüte Weingummis zusammen am Küchentisch. Worüber sie redeten, bekam ich nicht mit. Es war mir aber auch herzlich egal. Alles war mir egal. Ich schaute nur kurz in die Küche, nickte ihnen zu.

»Hallo«, sagte ich matt und ging direkt weiter in mein Zimmer, wo ich meine Tasche neben den Schreibtisch warf, meine Jacke abstreifte, mich auf mein Bett setzte und die Beine anzog. Obwohl ich viel gearbeitet hatte und es schon spät war, konnte ich nicht schlafen. Aus der Küche drang kein Laut. Stattdessen stand kurz darauf Wilma in meinem

Zimmer, sah mich besorgt an und setzte sich kurzerhand neben mich aufs Bett.

Sie sagte nichts, sondern starrte, genau wie ich, auf die Wand gegenüber. Schon oft hatten wir so nebeneinander gegessen. Damals, in der sechsten Klasse, als Wilmas Vater sie, ihren Bruder und ihre Mutter hatte sitzen lassen, in der achten Klasse, als meine Oma gestorben war, in der neunten Klasse, als Wilmas erster Freund Finn per SMS mit ihr Schluss gemacht hatte, und viele weitere Male, wenn eine von uns das Gefühl gehabt hatte, die Welt würde untergehen. Erst als mir all diese Erinnerungen in den Sinn kamen, fiel mir auf, dass für mich gerade wieder einmal eine Welt untergegangen war.

»Uli hat eine neue Freundin«, sagte ich leise, ohne Wilma anzusehen.

Wilma legte mir ihren Arm um die Schulter und tätschelte mir tröstend den Arm.

»Und ich dachte, ihr wärt so glücklich zusammen gewesen«, murmelte sie leise.

»Das dachte ich auch«, heulte ich auf, und als ob sich sämtliche Schleusen geöffnet hätten, ergossen sich meine Tränen über mein Gesicht und in Wilmas Pullover.

»Oh Mann ...«, flüsterte Wilma, ohne dass ich an ihrem Tonfall hätte erahnen können, was genau sie damit meinte. Vielleicht meinte sie auch überhaupt nichts.

»Woher weißt du denn das jetzt?«, fragte Wilma vorsichtig.

Ich richtete mich ein Stückchen auf und sah, dass auch Leonie in der Tür stand.

»Darf ich reinkommen?«, fragte sie besorgt. Ich nickte schluchzend und Leonie setzte sich ebenfalls auf mein Bett.

»Jessy hat mir am Anfang unserer Schicht erzählt, dass Uli sie gebeten hätte, einen Tisch für ihn zu reservieren. Und dann kam er später mit so einer aufgestylten Tussi

an«, erzählte ich, und sobald ich daran dachte, liefen mir schon wieder die Tränen übers Gesicht.

»Das ist so eine Kunstpuppe, mit lackierten Fingernägeln und Glitzer überall und einem Strass-Steinchen auf dem Schneidezahn ...«, berichtete ich. »Und dann heißt die auch noch Sally.«

Leonie riss die Augen auf und Wilma hustete heftig.

»Ach du Scheiße«, sagte sie dann.

Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht.

»Und dann hat Uli dauernd irgendwelche blöden Sprüche rausgehauen«, erzählte ich weiter.

»Die, die du sonst so toll fandst?«, forschte Leonie vorsichtig.

Ich schüttelte energisch den Kopf. »Nein, schlimmer«, sagte ich und erzählte, was Uli zu mir gesagt hatte.

»So ein Macho«, empörte sich Wilma.

Ich nickte. Nun hatte ich endlich ein Wort für Ulis Verhalten. Die ganze Zeit über hatte ich mir schon den Kopf zerbrochen, welches Schimpfwort ich ihm hätte sagen sollen. »Macho« traf es tatsächlich ganz gut. Wenn es auch nicht gemein genug war, um meiner Wut Luft zu verschaffen.

»Und zum Schluss, als er mit seiner Sally gegangen ist, hat er sich extra noch einmal zu mir umgedreht und einen schönen Feierabend gewünscht«, führte ich meinen Bericht zu Ende.

Leonie schüttelte fassungslos den Kopf. »Das ist ja echt fies.«

»Dabei hat er mir vorgestern noch gesagt, dass er mich niedlich findet, wenn ich zickig bin«, wimmerte ich.

»Oh nein«, seufzte Wilma verzweifelt. »Und das hast du auch noch geglaubt?«

»Was hättest du denn gedacht?«, versuchte ich mich zu verteidigen. So wie Uli das gesagt hatte, hatte es einfach zu

charmant geklungen. Aber von diesem charmanten Uli hatte ich heute nichts mehr gesehen. Es war nur ein Macho im *Ring* gewesen, der sich für aufgedonnerte Mädels interessierte. Wenn er doch nicht immer noch so gut aussehend gewesen wäre und so gut gerochen hätte. Womit hatte ich das verdient?

»Habt ihr noch etwas von dem Weißwein?«, fragte ich leise.

Wilma grinste. »Aber klar.«

Ich trocknete mir mein Gesicht und beschloss, Ulis letzten Rat ausnahmsweise zu befolgen und mir einen schönen Feierabend zu machen. Der konnte mich mal ... Trotzig biss ich die Zähne zusammen und folgte Wilma und Leonie in die Küche.

*Mehr unter [forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)*